

Schöpfungen weiten Kreisen zugänglich und so neben den Volksbüchern eine eigenartige deutsche Prosaliteratur geschaffen worden, die antike und christliche, ritterliche und bürgerliche Elemente verband; zu einem Aufschwunge der deutschen Literatur aber ist es nicht gekommen und die Dichtungen des Hans Sachs, der sich der bequem gebotenen fremden Stoffe bemächtigte, bilden nur einen Anfang dazu. Gleichwohl erfuhr die deutsche Sprache den Einfluß der humanistischen Strömung, denn diese hat den Stil und Ausdruck der kaiserlichen Kanzleisprache umgestaltet und dadurch zur Bildung der gemeindeutschen Sprache beigetragen, die durch Luthers Bibelübersetzung zur neuhochdeutschen Literatursprache geworden ist, der bedeutendsten geistigen Schöpfung des ganzen Jahrhunderts.

I. Der deutsche Humanismus.

Nie war das Studium der antiken Klassiker in den deutschen Klöstern erloschen, aber die Anregung zu dessen vielfach neuem Betriebe und zu der schwärmerischen Begeisterung für die alte Welt ging von Italien aus, wo durch Alberto Mussato (1261 bis 1330) die Renaissance angekündigt, durch Francesco Petrarca (1304 bis 1374) begründet und vollendet worden war. Ciceros Perioden und Vergils Verse, deren Wohlklang und Rhythmus von dem im Umgange erlernten Latein wesentlich abstachen, hatten sein Herz zuerst den Alten gewonnen und mit dem Wunsche erfüllt, ganz mit und in ihnen zu leben. Die durch ihn angebahnte Richtung gefiel, ergriff alle Stände, fand ihre besondere Pflege an den Höfen der Fürsten und feierte auf dem Gebiete der Kunst ihre schönsten Triumphe durch das Mäzenatentum der Päpste, die von der Beilegung des großen Schismas an (1377) bis in das dritte Decennium des sechzehnten Jahrhunderts den Stuhl Petri inne hatten. Nach Italien zogen seit der Gründung der Universitäten deutsche Männer, um dort zu studieren, und glaubten ihre Bildung erst vollendet, wenn sie auch mit anderweitigem Wissen sich bereichert hatten. Da mußte vor allem die humanistische Strömung ihr Interesse wecken und noch im fünfzehnten Jahrhundert sind viele Deutsche während ihrer Studien in Italien davon ergriffen worden. Nicht minder haben literarische Beziehungen zwischen Deutschland und Italien der hier neu erwachten Wissenschaft den Weg über die Alpen gebahnt. Mit dem Erscheinen des gestürzten Tribunen Cola di Rienzi (1350) und dem Petrarca's (1356) in Prag hat sie in Deutschland festen Boden gewonnen.

Von da an dauerten die Beziehungen zwischen Karl IV. und Petrarca noch lange fort und fanden ihren Ausdruck in einem familiären Briefwechsel. Der kaiserliche Kanzler Johann von Neumarkt aus Schlesien (gest. 1380), der ihn führte, schrieb auch in seinem eigenen Namen an den von ihm bewunderten Philosophen und suchte es ihm an tullianischer Wohlredenheit gleichzutun. Alle diese Briefe vereinte er zu einem Epistolar- und Formelbuch, das durch die weite Verbreitung, die es, bald im Auszuge oder mit Zusätzen versehen, fand, zu einem einflußreichen Literaturwerke wurde. Nach den hier enthaltenen Mustern arbeitete die erzbischöfliche Kanzlei, suchten Jobst von Mähren und dessen Kanzler Andreas von Wittin-gau das Gefühl für die Eleganz des Ausdruckes und für die Eloquenz im Sinne der Renaissance zu wecken, und bildeten fürstliche und städtische Kanzleien ihren Stil. Die erste Periode des Humanismus in Deutschland war angebrochen, ihr Charakter war ein juristisch-bureaukratischer. Unter das Geßel des neuen Stilbegriffes wurde auch die deutsche Prosa gestellt und in der Wenzelsbibel merken wir schon die Wirkung davon. Das genannte Formelbuch wurde unter König Wenzel IV. durch weitere Briefe italienischer Humanisten erweitert, der fremde Einfluß griff in den Kanzleien immer mehr um sich, Coluccio Salutati, ein gewandter lateinischer Stilist und 1375 bis 1406 Kanzler der Republik Florenz, galt als das Ideal aller Kanzler und Notare.

Von dem humanistischen Hauche wurde auch Kaiser Siegmund (1410 bis 1437), und zwar um so leichter berührt, da ihn sein wechselvolles Leben mit den Italienern in vielfache Beziehungen brachte. So auf den Konzilien zu Konstanz (1414 bis 1418) und Basel (1431 bis 1449),

die beide für die Verbreitung des Humanismus in Deutschland große Bedeutung erlangten. Im Gefolge der italienischen Bischöfe waren als ihre Beamten viele Humanisten gekommen, die durch ihre Rhetorik Bewunderung erregten, den Fürsten ihre Dienste anboten und gelegentlich in den benachbarten Klöstern nach Handschriften antiker Klassiker suchten. Unter diesen war auch Poggio Bracciolini (1380 bis 1459), ein gewandter Übersetzer und Verfasser der *Fazetten*, einer Sammlung von heiteren, oft pikanten und skandalösen Geschichten, in denen sich fecker Witz und Frivolität mit einer fließenden Darstellung vereinten. In Konstanz trat Pier Paolo Vergerio, einer der eifrigsten Schüler des Chrysoloras, des Begründers der griechischen Wissenschaft in Italien (um 1400), als Hofpoet und Redner bei Gesandtschaften in die Dienste des Kaisers Siegmund und in Basel wurde 1442 der Sekretär des Bischofs von Fermo, Cnea Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II. (1458 bis 1464), für die Reichskanzlei des Kaisers Friedrich III. (1440 bis 1493) in Wien gewonnen. Hier bis 1455 als Protonotar und Geheimschreiber wirkend, wurde er zugleich der eigentliche Apostel der zweiten Periode des Humanismus in Deutschland, deren Gepräge als ein philologisch-rhetorisches bezeichnet werden kann. Der Zusammenhang mit Italien ist überall erkennbar, mögen nun die Humanisten unter dem unmittelbaren Einflusse Silvios stehen oder in Italien selbst der neuen Kulturwelt sich erschlossen haben, mögen sie nun lateinisch schreiben oder der deutschen Sprache sich bedienen.

Von den Neulateinern erklärten bereits 1454 der berühmte Mathematiker und Astronom Georg Peuerbach und sein Schüler, der Franke Johann Müller aus Königsberg (Regiomontanus), an der Hochschule zu Wien antike Klassiker. Als der humanistisch gebildete Nürnberger Jurist Gregor Heimburg behauptete, der Humanismus habe nur im Dienste praktischer Zwecke eine Berechtigung, verteidigte Johann Roth dessen eigene Existenzberechtigung. Von den deutschen Universitäten war Heidelberg die erste, die dem Humanismus mit bewußter Absicht ihre Tore öffnete. Unter dessen Vertretern fand sich auch „der erste echte deutsche Poet“, Peter Luder aus Nißlau, ein, der Typus eines bettelhaften und hochmütigen Humanisten, der nach einem abenteuerlichen Wanderleben um 1474 in Österreich verschwand. Noch verlumpter als dieser war Samuel Karoch aus Lichtenberg, der 1472 in Jngolstadt als Dozent auftrat, aber bald wieder zum Wanderstab greifen mußte. In Augsburg erfreuten sich die Humanisten der Huld des Bischofs Peter von Schaumburg und des Bürgermeisters Siegmund Gossembrot. Von den Rhetoren, die dort lehrten, huldigten Laurentius Blumenau (gest. 1484) und der spätere Nürnberger Physikus Hermann Schedel antik-moralischen Grundfäden und auch der weinselige Kreis, der sich um Heinrich Stercker (gest. 1485) in Leipzig schloß, gefiel sich in solchen Anschauungen.

Unter den Neulateinern gab es noch eine andere Gruppe, die, anknüpfend an das Mittelalter, in dem Studium des antiken Geisteslebens ein Mittel erkannte, das Verständnis der heiligen Schriften zu erleichtern und die philosophischen und theologischen Studien zu erfrischen. Diese pädagogische Richtung des Humanismus fand ihre Vertreter vorzugsweise in Männern, die aus den Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens, einer Schöpfung des Holländers Gerhard Groot von Deventer (1340 bis 1384), hervorgegangen waren. So der berühmte Nikolaus von Cues (1401 bis 1464), Rudolf Agricola (Huyßmann, 1422 bis 1485), einer der ersten Lehrer des Griechischen in Deutschland, und dessen Schüler Alexander Hegius (1443 bis 1498) aus dem Dorfe Heed im Münsterlande, einer der größten Pädagogen seiner Zeit, der, seit 1475 an der Schule der Fraterherren in Deventer wirkend, die antiken Klassiker zum Mittelpunkt des Jugendunterrichts machte. In diesem christlich humanistischen Sinne war noch eine Reihe von Männern, zumal aus dem um Deutschlands Schulwesen hochverdienten Westfalen, tätig, von denen wir nur Rudolf von Langen (1438 bis 1519) und Johann Murmellius nennen, die Begründer des Ruhmes der Domschule zu Münster.

Nikolaus Cusanus und Agricola drangen darauf, daß die alten Geschichtschreiber ins Deutsche übertragen und mit deutschen Erklärungen versehen würden, damit auch das Volk sie kennen lerne und in der Landessprache sich vervollkomme. Auch von anderen Humanisten wurden

Verseuche gemacht, die fremde Bildung zu popularisieren, und zwar zunächst auf belletristischem Gebiete. Die Verfasser deutscher Prosaeromane hatten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Stoffe dazu den Epen, französischen Romanen in Prosa, dem klassischen Altertum oder durch Vermittlung des mittelalterlichen Lateins dem Orient entnommen. Dann aber gelangte man zur Erkenntnis, daß der damals blühenden Literatur Italiens, der humanistischen und der nichthumanistischen, die köstlichsten Schätze entlehnt werden könnten. Diese durch Übersetzungen den Deutschen zu bieten, betrachteten einige Humanisten der Frührenaissance, teils von Piccolomini dazu angeregt, teils unabhängig von ihm, als ihre Aufgabe. Noch ganz an Frankreich halten sich die oben genannten (S. 349) fürstlichen Übersetzerinnen: aus verschiedenen Quellen holt noch



Sebastian Brant.

Nach einem Holzschnitt in Reusners „Icones“ (Straßburg 1587).

der bayerische Leibarzt und Rat Dr. Johann Hartlieb (gest. zwischen 1471 und 1474) die Stoffe für seine Übersetzungstätigkeit (Alexanderroman, Brandanlegende, Das Buch von der Liebe und den Heilmitteln wider sie) und mit seinen astrologischen und chiromantischen Schriften reicht er noch weit in das Mittelalter zurück. Aus der älteren Geschmacksrichtung in die neuere leitet der schwäbische Humanist Heinrich Steinhöwel, der in Wien und Padua in artistischen und medizinischen Studien ausgebildet, in Padua zum Doktor der Medizin promoviert war und als Stadtarzt in Ulm gegen 1482 starb. Schon in seiner Übersetzung des Abenteuerromans Apollonius von Tyrus (1461) unterscheidet er sich von seinen Vorgängern durch die Beibehaltung des antiken Kostüms. Mit der Übertragung der durch Petrarca latinisierten Griseidis des Boccaccio (gedruckt 1471) und der Schrift des letzteren De claris mulieribus führt er als der erste Erzeugnisse der italienischen Renaissance in die deutsche Literatur ein. Das Buch von den synnrichen wyben widmete er der Herzogin Eleonore von Vorderösterreich, ihrem Gemahl den Esopus, eine Sammlung von lateinischen Bearbeitungen und Nachbildungen äsopischer Fabeln mit beigefügter deutscher Übersetzung. Zwischen 1476 und 1480 in Ulm gedruckt und wiederholt neu aufgelegt, wurde der Esopus auch in das Französische, Spanische, Englische und Holländische übertragen und behauptete bis auf Lafontaine seinen Einfluß. Und wie dieser bewegt sich ganz auf antikem Boden die wieder lateinisch und deutsch bearbeitete Vita Aesopi an die er in denselben zwei Sprachen eine Reihe Erzählungen fügt, die er teils der Sammlung des Petrus Alfonsi, teils den Fabeln des Italieners Poggio entnommen hat.

Die eigentlichen Vertreter der neuen Richtung aber der italienisch-lateinischen Literatur in Deutschland sind Wyl, Eyb und Arigo, von denen der letztere um 1460 in Nürnberg oder in dessen Umgebung das gesamte Dekameron Boccaccios in ein allerdings stark latinisierendes Deutsch übertrug und auch den früher von Bintlcr in Reimen bearbeiteten Fiore de virtù mit Zutaten in Prosa übersetzte.

Niklas von Wyl wurde zu Bremgarten im Aargau um 1410 geboren und stammte aus einem ritterbürtigen Habsburger Ministerialen-Geschlechte. Wahrscheinlich in Italien zum Rechtsgelehrten und Maler gebildet, wirkte er zunächst als Schulmeister in Zürich und empfing hier von dem gelehrten Felix Hemmerlin die ersten humanistischen Anregungen, die in Nürnberg, wo wir ihn 1445 als Ratsschreiber treffen, durch Gregor Heimburg weitere Nahrung erhielten. Seit 1449 lebte er als Stadtschreiber in Eßlingen, bis ihm 1469 der Aufenthalt verleidet wurde. Er trat als Kanzler in den Dienst des Grafen Ulrich von Württemberg und starb um 1479. Schon in Nürnberg war er mit den Schriften Piccolominis und anderen, die dieser

aus Italien mitgebracht hatte, bekannt geworden und erklärte sie seinen Schülern, weil sie „lustig und kurzweilig“ waren. Wiederholte Gesandtschaftsreisen, die er im Auftrage fürstlicher Personen nach Italien unternahm, und insbesondere der Verkehr mit Piccolomini, dessen Briefe er herausgab, förderten ihn in seinem humanistischen Streben. Von jenem aufgefordert, die aus Deutschland verbannte einstige Wohlredenheit wiederherzustellen, und von Gregor Heimburg belehrt, daß die Übersetzung eines guten und zierlichen Latein auch ein gutes, zierliches und lobenswertes Deutsch geben müsse, machte er sich daran, durch getreue Nachbildung des lateinischen Stils humanistischer Schriften eine deutsche Sprache und Literatur zu schaffen. Mag auch die Sprache seiner Übersetzungen zuweilen noch unbeholfen sein und sich sklavisch an die Regeln des Lateinischen halten, so haben sie ihm dennoch in der deutschen Literatur eine bedeutende Stellung verschafft, denn durch sie wurde er der eigentliche Begründer der italienischen Renaissance-Literatur auf deutschem Boden. Mit seinen Verdeutschungen der Schriften des Piccolomini, Poggio, Petrarca, Lionardo Bruni, Hemmerlin wirbt er in fürstlichen Kreisen, in denen er viel verkehrte, Jünger und Jüngerinnen des Humanismus, und da sind es vor allem wieder die Pfalzgräfin und Erzherzogin Mathilde in Rotenburg und ihr Verwandtenkreis (vgl. S. 349), die der neuerschlossenen Literatur das regste Interesse entgegenbringen. Zuerst hat Wyl seine Schriften einzeln ausgehen lassen, von 1461 bis 1478 aber sie unter dem Titel *Translationen* oder *Teutschungen*, 18 an der Zahl, zusammengefaßt. Den Inhalt bilden teils lehrhafte, teils novellistische Stoffe, in Form von Gesprächen, Erörterungen, Briefen und Erzählungen, darunter Piccolominis berühmte Novelle von *Curyalus* und *Lukretia*.

Viel freier und natürlicher als Wyl und Arigo bearbeitet italienisch-lateinische Vorlagen Albrecht von Eyb, der, auf dem Schlosse Sommersdorf bei Ansbach 1420 geboren, in Italien sich zum Juristen ausbildete und als Domherr von Würzburg 1475 zu Eichstätt starb. Während seiner Studien in Italien warf er sich dem Humanismus in der philologischen Form, wie er in Oberitalien gepflegt wurde, in die Arme. Dafür begeistert, wurde er, als er 1452 in Bamberg weilte, von Heimweh nach Italien erfüllt und griff, um sich Trost zu spenden, zur Feder: es war der erste Versuch humanistischer Schriftstellerei eines Deutschen auf deutschem Boden. Nach seinem zweiten Aufenthalte in Italien veröffentlichte er seine *Margarita poetica*, eine reiche Sammlung von Zitaten und Beispielen aus der antiken Literatur und zugleich die erste in Deutschland erschienene umfassende Chrestomathie der Stilistik und Rhetorik. Sie ist, wie schon der Titel sagt, für angehende Humanisten (*Poetae*) berechnet. Erst in den letzten Jahren seines Lebens machte sich Eyb daran, seine Kenntnisse auch weiteren Kreisen mitzuteilen, und traf dafür den rechten Ton. Trotz seines langjährigen Aufenthaltes auf fremdem Boden wurzelt er doch durchaus im Leben und Fühlen des deutschen Volkes und gerade die erworbene genaue Kenntnis der lateinischen Sprache hatte ihn von der Notwendigkeit überzeugt, die deutsche Prosa nach ihren eigenen Gesetzen künstlerisch zu gestalten. Und so floß aus Albrechts Feder die schönste Prosa der deutschen Literatur vor 1500. Wir lesen sie vor allem in seinem *Ehebüchlein* (1472), in dem er vorzugsweise auf Grund der Weisheit der Alten die sittlichen Aufgaben der Ehe darstellt und sie trotz ihrer Leiden empfiehlt. Die neue, rein humanistische Behandlung des Themas ohne Rücksicht auf den sakramentalen Charakter der Ehe und die vollstimmliche Darstellung erwarben ihm einen glänzenden Erfolg.

Dieses für die Sprach- und Kulturgeschichte bedeutende Werk schließt mit der *Albanus-Legende*. (Vergl. S. 89.) Der Verfasser hat sie angefügt, um damit den Schlußgedanken des Büchleins, daß der sündhafte Mensch auf die Gnade Gottes vertrauen soll, durch ein Beispiel zu beleuchten, in dem sich deren Werten besonders zeigt. Wieder zur Bekräftigung von allgemeinen Sätzen hat er die Novellen von *Guislard* und *Sigismunde* und die von *Marina*, beide nach lateinischen Vorlagen, in seine Abhandlung eingefügt. Auch die Novelle von *Grifardis* (*Grifeldis*) hat er in seinem Büchlein benützt, und zwar nach einer deutschen, vielleicht im Kloster Rebendorf im Altmühlthal entstandenen Fassung, der einzigen, die den Inhalt nach der italienischen Volkserzählung wiedergibt.

Eine Art belletristische Neuanwendung für die vorausgegangene Theorie fügt Eyb auch seinem zweiten didaktischen Werke an, das er, wahrscheinlich mit Beziehung auf eine für den Aufbau benützte lateinische Vorlage (*Speculum morum*) Spiegel der Sitten benannte. Er bietet eine Darlegung der christlichen Ethik auf Grund der kirchlichen Schriftsteller, zwischen deren Lehren aber sich auch allerlei humanistisches Rankenwerk findet. Als echten Humanisten zeigt ihn der Anhang des Buches, die *Philogenia*, eine Renaissancekomödie des Ugolino Pisani, und zwei plantinische Stücke, die *Menächmi* und die *Bacchides*, in deutscher Bearbeitung.

Er wollte damit seinen Lesern die bösen und verkehrten Sitten der Menschen schildern, mußte aber, um nicht anzustoßen, vieles aus den Vorlagen weglassen oder doch wenigstens den Ausdruck stilistisch abtönen. Auch die Form hat er umgemodelt und ein Mischding vorgefetzt, eine Art Prosaerzählung mit direkt angeführtem Dialog der handelnden Personen. Um das Ganze lebendig zu machen, verzichtet er auf das antike Kleid und versetzt alles auf deutschen Boden. Zwar behält er die Lokalitäten am Mittelmeer bei, wählt aber statt der griechischen deutsche Namen, modernisiert oder verschleiert die Hinweise auf alte öffentliche Einrichtungen, spricht von Gott statt von Göttern, fügt vieles aus dem deutschen Spruchschätze ein und bewahrt überall die Eigenart des deutschen Stils.

Unter dem Einflusse des Humanismus entstehen gegen Ende des fünfzehnten und im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts zahlreiche Verdeutschungen lateinischer Geschichtschreiber, Redner, Philosophen und Dichter. Hans Rydhart verdeutschte den *Emuchus* und ein unbekannter Humanist alle sechs Komödien des Terenz (1499). Auch griechische Autoren erhalten ein deutsches Kleid, so einige Schriften des Aristoteles und besonders der bei den Humanisten beliebte Lukian, Homers *Odysee* übertrug 1537 der Münchener Stadtschreiber Simon Schaidenreißer nach einer lateinischen Übersetzung in deutsche Prosa und noch im sechzehnten Jahrhundert wurde Homers *Ilias* in deutsche Reime gebracht, aber erst 1610 gedruckt.

In den *Sittenspiegel* hat Eyb auch die von Bonaccursius stammende und von Wyl ebenfalls verdeutschte Disputation zweier römischer Jünglinge über den Vorzug des Geburts- und des Gemütsadels eingefügt. Wie hier wurde auch sonst von deutschen Humanisten mit Vorliebe der Dialog zur Entwicklung eines Gedankens gewählt. Für die spätere Zeit wurde eine Übersetzung Reuchlins aus Lukian dafür maßgebend; doch schon 1399 hatte sie Johann von Saaz in dem *Ackermann aus Böhmen* angewendet, einem kunstvollen, aus eigenstem Erleben gestoffenen Gespräche, das der seiner Gattin beraubte Verfasser mit dem Tode führt, und bereits in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war in Tirol der denselben Vorwurf erörternde Dialog *Petrarcas de rebus utriusque fortunae* ins Deutsche übertragen worden. Wieder in der Form eines Gespräches, zwischen *Melibeus* und seinem Weibe *Prudentia*, ist eine auf *Albertanus von Brescia* fußende und von Rat und Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens handelnde Schrift gekleidet. Innerhalb eines dialogischen Rahmens bietet *Antonius von Psorr* (urkundlich 1455 bis 1477) belehrende Erzählungen, Fabeln und Sentenzen in seinem Buch der *Beispiele alter Meister*, einer vom Humanismus beeinflussten Verdeutschung des *Directorium vitae humanae*. (Vgl. S. 257.) Der Verfasser hat sein Werk, das, 1470 gedruckt, eine überaus große Verbreitung fand, für den Grafen Eberhard VI. von Württemberg geschrieben, einen Gönner der Humanisten und Sohn *Mathildens*, an deren Hof er als Kaplan angestellt war. Für denselben Fürsten schrieb 1486 *Augustin Tünger* seine *Fazetien* in lateinischer und deutscher Sprache, eine Sammlung knapp gefaßter Schwänke, die auf die Bauern, Weiber und Geistlichen gemünzt sind, und lieferte damit in Deutschland das erste Beispiel dieser durch *Poggio* angeregten Gattung.

In Italien haben große lateinische Dichter der Renaissancezeit nach antiken Mustern auch Dichtungen in der stammverwandten italienischen Sprache verfaßt und auf beiden Gebieten Klassisches geschaffen. In Deutschland fehlte es zwar nicht an Versuchen, den Humanismus zu popularisieren, aber man kam dabei nicht über die Übersetzungen hinaus, doch auch diese blieben zunächst ohne Wirkung auf die Massen. Und da eine solche nicht erzielt wurde, verzichtete man überhaupt auf jeden weiteren Versuch, die deutsche Literatur durch die neu erschlossene Kultur zu beleben und erblickte einzig in deren Nachbildung die Aufgabe wahrhaft geistigen Strebens. In dieser

Anschauung bestärkt durch die glänzenden Erfolge, deren sich die Philologie als Fachwissenschaft erfreute, schließen sich die meisten Humanisten gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Volke ab und bilden für sich eine Kaste von Gelehrten, die sich die Denk- und Ausdrucksweise der fremden Kulturwelt aneignen und sich darin gefallen, anders zu denken und zu reden als die Menge, auf deren Torheiten sie aus dem Gefühl ihrer eigenen Erhabenheit verächtlich herabblicken. Sie benehmen sich wie antike Redner, Philosophen und Dichter, begrüßen den Kaiser als Cäsar, die biederen Ratsherren der Städte als Senatoren und die eigenen Zunftgenossen als Cicerone und Vergile. Sie reden und schreiben fast nur lateinisch und stecken selbst ihre Namen in lateinische Hüllen. Ihre Kunst bildet die Eloquenz, die Beredsamkeit in Prosa und Poesie; sie leben an den Höfen der Fürsten und Prälaten, wo Gelegenheit zur Ausübung ihrer Kunst sich ihnen bietet. Da gibt es keine öffentliche oder private Feierlichkeit, die nicht durch die Prunkrede eines Humanisten erst ihren vollen Glanz erhält. Ewigen Ruhm können ja diese Gelehrten, wie sie versichern, ihren Gönnern verleihen, aber auch Schmach und Schande ihren Feinden bereiten. Wie die Beredsamkeit erlernbar ist, so kann auch jeder durch fleißiges Sammeln von Zitaten und durch Übung zum Dichter werden. In technischer Beziehung üben die Humanisten, ihre antiken Vorbilder nachahmend, alle Arten der Dichtung und alle Metren und unterscheiden sich dadurch von den Vaganten des Mittelalters, mit denen sie sonst manches, so z. B. die Wanderlust, die Ungebundenheit des Lebens und Unbeständigkeit des Wesens gemeinsam haben. Fremd wie das Heimische und Volkstümliche ist der humanistischen Literatur der Humor, von dem das Mittelalter voll ist; sie kennt nur den Witz und die Stachelrede, nicht aber das fröhliche Lachen. Aber gerade durch die Satire und das Epigramm greift der Humanismus, der sich sonst oft in das Reich der Phantasie verliert, am wirksamsten in die treibenden Tagesfragen, zumal in die kirchenpolitischen, ein und kämpft für die antik-heidnische Weltanschauung, während die Vertreter der überlieferten christlichen Anschauung mit derselben Waffe jeden Angriff zurückzuweisen suchen.

Die Anfänge zu der Form des deutschen Humanismus, die wir eben skizziert haben, trafen wir schon in seinen beiden früheren Epochen. Seine Ausgestaltung aber fand er erst in der dritten Periode; die ihn in seiner Blüte zeigt und zeitlich mit der Regierung des Kaisers Maximilian I. zusammenfällt, des fürstlichen Dichters, Geschichtschreibers und Mäzens der humanistischen Bestrebungen. Man pries die Hoheit, die Machtfülle des Kaisers, des Lichtes der Erde, des Ruhmes des Weltalls, und sonnte sich an den hehren Strahlen, die von ihm ausgingen. (Vgl. S. 294.) Sein Beispiel wirkte anregend und förderte den Patriotismus; denn mochten die Humanisten auch von dem Volke sich abschließen und auf dessen Literatur keinen unmittelbaren Einfluß ausüben, so waren sie doch bemüht, Deutschland von dem Vorwurfe der Barbarei zu befreien und dessen Geschichte glänzend darzustellen. Und gerade das Streben, vom Einflusse Italiens sich frei zu machen, drückt der dritten Periode ihr eigenartiges Gepräge auf. Der Buchdruck entthob den jungen deutschen Humanisten der Mühe des Abschreibens der Bücher, die gedruckten Klassiker ersetzten ihnen den Besuch einer italienischen Hochschule. Daher schoß denn jetzt die Saat des Humanismus in vollen Ähren empor. Fürsten und Gelehrte wetteifern, Universitäten und Schulen zu errichten, die bestehenden im humanistischen Sinne auszugestalten. Eine mächtige Förderung findet das humanistische Streben durch die Dichterkrönungen, die nach italienischem Vorbilde auch in Deutschland üblich werden. Zum erstenmal vollzieht hier Kaiser Friedrich III. diesen Akt; Piccolomini war der Gefrönte (1442). Ursprünglich ein Recht des Kaisers, büßt die Dichterkrönung an ihrem Wert ein, als sie kaiserlichen Pfalzgrafen übertragen wird, und verliert mit der Vollziehung durch „Berechtigte“ vollends ihre Bedeutung. Trotzdem reizt es noch immer, als Poeta laureatus aufzutreten zu können.

Nach italienischem Muster entstehen um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland gelehrte Gesellschaften (Sodalitates literariae). So die Donaugesellschaft in Wien, deren Gründer und Seele Konrad Celtis (eigentlich Pikel, d. i. Meißel) war, der „Deutsche Erzhumanist“ und der erste gefrönte deutsche Dichter. (Abb. S. 354.) Geboren 1459

zu Wipfeld bei Schweinfurt, wurde er auf Betreiben des Historiographen Cuspinianus (Spießhaimer) und des Poeten Pierius Graccus (Krachenberger) nach einem vielbewegten Wanderleben 1497 von Kaiser Maximilian I. an die Universität nach Wien berufen, wo er 1508 starb. Im Besitze einer glänzenden Beredsamkeit, suchte er vorzugsweise in den adeligen Kreisen für wissenschaftliches und vaterländisches Streben zu begeistern. Er las als der erste deutsche Professor über Weltgeschichte im Zusammenhange und über deutsche Reichsgeschichte, zog den Ligurinus (vgl. S. 120) wieder an das Tageslicht, fand jene interessante Karte des römischen Kaiserreiches aus dem dritten Jahrhundert, die er später Peutinger schenkte (Tabula Peutingeriana), gab die Werke der Nonne Hrotsvith heraus, veranstaltete die erste deutsche Ausgabe



Johannes Geiler von Kaisersberg.
(S. Pfemlinger fecit.)

der Germania des Tacitus und begann eine große geographisch-historische Beschreibung Deutschlands. Seine musikalischen Kenntnisse verwertete er in dem durch ihn eingeführten lateinischen Festspiel, einer Vermischung von Drama und Pantomime, und als echter Dichter zeigt er sich in seinen Horaz nachgebildeten Oden und Epoden. Ihren Hauptinhalt bildet die Liebe und auch in den vier Büchern Amores nimmt sie einen guten Teil ein. Seine Muse aber ist wild, voll Verlangen nach sinnlichem Genuß, nicht selten frivol, entsprechend seiner antik-naturalistischen Weltanschauung und seiner lockeren Lebensweise. Er schwärmt für Maximilian I., dem Papste und dem Klerus aber ist er feindlich gesinnt, ohne jedoch einen offenen Angriff auf die Kirche zu unternehmen. Als der Kaiser 1501 das besondere Kolleg „der Dichter und Mathematiker“ errichtete, wurde Celtis dessen Leiter, und die Rheinische Gelehrtengeellschaft, die ihren Sitz in Heidelberg hatte und sich der Huld des Pfalzgrafen Philipp erfreute, verehrte ihn als ihren Stifter. Nach seinem Tode wurde Joachim Watt der Führer des Humanismus in Wien und ward als einer der hervorragendsten Vertreter desselben anerkannt. Als erster hat er 1512 in Wien Vorlesungen über deutsche Literatur gehalten. Die Seele der Rhena war der fromme Johann von Dalberg (1445—1503), Bischof von Worms, der den Grund zu der nachmals unter dem Namen Palatina weltberühmt gewordenen Universitätsbibliothek legte und mit Agricola und Reuchlin in gelehrtem Verkehr stand. An derselben Universität wirkte Franz Xrenikus (Friedlieb, 1495—1559), der Verfasser der Exegesis Germaniae (1518), einer Darstellung der geschichtlichen und geographischen Verhältnisse Deutschlands. Zu der rheinischen Gesellschaft unterhielt auch der Sponheimer Abt Johannes Trithemius (1462—1516) nahe Beziehungen, ein Polyhistor, wie seine Zeit kaum einen gewaltigeren kannte, und „Fürst der vaterländischen Wissenschaft“. In dem Sammeleifer literarischer Nachrichten fand dieser „Magus des Südens“ einen Nachfolger in seinem Schüler Johann Buzbach, Prior des Klosters in Laach (1477—1526). Die Freude an der historischen Forschung rief in Augsburg einen literarischen Verein ins Leben, an dessen Spitze der kaiserliche Rat und städtische Beamte Konrad Peutinger (1465—1547) stand. Eine groß und reich veranlagte Natur, vertiefte er sich in die Geschichte des deutschen Mittelalters und war unermüdetlich tätig im Sammeln von altertümlichen Denkmalen zu weit ausgreifenden literarischen Plänen. An künstlerischer Veranlagung übertraf ihn der Nürnberger Patrizier Willibald Pirckheimer (1470—1528), gleich Peutinger bedeutend als Diplomat, Historiker und Theolog und dazu ein gewandter Lateiner und witziger Kenner Lukians, unter dessen Einfluß er die derbe Satire Eccius dedolatus (der gehobelte Eck) geschrieben hat. Anfangs für die Reformation begeistert, wandte er sich später von ihr ab und verteidigte in einer Schrift die Nonnen des Klosters St. Clara, dem seine Schwester Charitas eine humanistisch gebildete Dame, angehörte. Er stand im regen Verkehr mit Albrecht

Dürer und mit Regiomontanus, der Nürnberg zu einem Hauptsitze der mathematischen und physikalischen Wissenschaften machte.

Die pädagogische Richtung des Humanismus, von den Fraterherren angebahnt, fand weitere Vertreter im Elsaß. In diesem Sinne wirkte Ludwig von Dringenberg (gest. 1490) an der Schule zu Schlettstadt und der Weltgeistliche Jakob Wimpfeling (1450 bis 1528), „der Erzieher Deutschlands“, vollendete zu Straßburg die humanistische Schulreform. Dabei drang er auch auf die Pflege der deutschen Sprache, denn er war ein glühender Patriot und wollte in seiner deutschen Geschichte (1502) alles Vortreffliche nur den Deutschen zuerkennen und in seiner „Germania“, die zuerst lateinisch, dann deutsch erschien, nachweisen, daß der Elsaß von jeher zu Deutschland gehört habe. Trotz seiner Bekämpfung kirchlicher Mißbräuche gilt ihm die Wiederherstellung der Herrschaft des Christentums unter Kaiser und Reich als Ziel seines Strebens.

Zu dem Straßburger Gelehrtenkreise trat auch Johannes Geiler in Beziehung, der, in Schaffhausen 1445 geboren, nach dem Wohnorte seines Großvaters und Erziehers sich von Kaisersberg nannte, in Freiburg, Basel und wieder in Freiburg als Universitätslehrer tätig war und von 1478 bis zu seinem Tode (1510) in Straßburg als Domprediger und Redner bei Synoden und Leichenfeierlichkeiten mehrerer Bischöfe eine großartige Wirksamkeit entfaltete. (Abbildung S. 364.) Er war gelehrt, den humanistischen Studien zugetan und hatte die Berufung des Beatus Rhenanus, des gediegenen Philologen und Bahnbrechers für historische Wissenschaften, aus Schlettstadt nach Straßburg durchgesetzt. Seinen Ruf aber begründete Geiler als Kanzelredner. Die Predigten hat er lateinisch niedergeschrieben und was uns an deutschen von ihm überliefert ist, sind teils Übersetzungen solcher Aufzeichnungen, teils beruhen sie auf Niederschriften von Zuhörern und nur eine deutsche Sammlung ist unter seiner Mitwirkung entstanden. Aus allen seinen Predigten spricht ein ehrenhafter, offener und gerader Charakter, dessen Wahrheitsliebe sich durch nichts bestechen und dessen Freimut durch keine Furcht sich einschüchtern läßt. Rücksichtslos geißelt er die Gebrechen seiner Zeit; mit Ironie, Satire und Zorneseifer bekämpft er die Mißstände bei hoch und niedrig, im weltlichen wie im geistlichen Stande. Er verlangt eine Reform der geistlichen Verhältnisse, erwartet sie aber von der Kirche und haßt jede, die ohne sie ins Werk gesetzt wird. Wie die Mystiker erblickt er in der selbstlosen Liebe zu Gott die wahre Frömmigkeit und verlangt mit aller Entschiedenheit deren Betätigung im Lebenswandel. Durch die unvergleichliche Gewalt seiner Rede belegt er die Kraft des Glaubens und beleuchtet seine Worte durch sein eigenes Beispiel. Trotz der Beziehungen, in denen er zu Bischöfen und zum Kaiser stand, blieb er demütig und lehnte die ihm von diesen angebotenen Ehrenstellen ab. Er ist ein Feind der Kezzer, aber ein Vater der Bedrückten und Armen; er tritt gegen die grausamen Strafen, insbesondere gegen die Folter auf; er denkt und fühlt mit dem Volke und nimmt sich seiner Rechte mit aller Wärme an. Ein Volksprediger, wie er war, knüpft er seine Lehren an Vorgänge im täglichen Leben; er sichtet sprichwörtliche Redensarten, Legenden, Anekdoten, Fabeln aus alter und neuer Zeit ein, schlägt zuweilen auch einen derben Ton an und ist unerschöpflich in der Wahl der Vergleichen, Bilder, Allegorien und Worterklärungen. Mag uns davon auch manches geschmacklos und wunderbar erscheinen, es entsprach doch dem Verlangen jener Zeit und die Ziele, die er damit verfolgt, sind stets ernsthaft.

Für 146 Predigten wählte Geiler als Grundlage das Narrenschiff, die berühmte moralisch-satirische Dichtung seines Freundes Sebastian Brant, in dessen Leben und literarischem Wirken die alte und die neue Zeit verwachsen erscheinen. (Abb. S. 360.) Er war 1457 von bürgerlichen Eltern in Straßburg geboren und bezog 1475 die Universität Basel, wo gerade der Streit zwischen den beiden scholastischen Parteien, den Nominalisten und Realisten, mit aller Heftigkeit geführt wurde. Brant schloß sich dem Hauptvertreter des Realismus, Johannes Heynlin von Stein (gest. 1496), an, einem Manne von umfassender Gelehrsamkeit und einem eifrigen Förderer der humanistischen Studien. Für diese begeistert, wirkte Brant seit 1489 nicht bloß als Professor beider Rechte, sondern auch als humanistischer Lehrer (Ticio), besorgte die Ausgabe

alter Rechtsbücher, der Dichtungen Vergils, der Schriften einiger Kirchenväter, sämtlicher Werke Petrarcas und trat mit lateinischen Gedichten auf, die er zuweilen auch in deutsche Reime brachte. Sie erschienen auf fliegenden Blättern, mit Holzschnitten geschmückt, und handeln von politischen und religiösen Angelegenheiten, Stadtneuigkeiten und Wundermärn, die Anhaltspunkte zu einer

Jr gefellen / kumen harnoch ze hant
Wir faren jnn schluraffen landt
Vnd gstecken doch jm mür / vnd sandt



Das schluraffen schiff

Mit meyn / vns narren syn alleyn
Wir hant noch brüder groß / vnd fleyn
Jnn allen landen über al
On end list vnser narren zal

t .iiij

Eine Seite aus der ersten Ausgabe des Narrenschiff von 1494.

hebung einzelner Stände, die Puz- und Modesucht, die Verfälschung der Lebensmittel, zu allen Zeiten sich finden, und auf Laster und Torheiten, die besonders des Dichters Zeit eigen waren. Er hat aber den Stoff nicht nach diesen Gesichtspunkten geordnet, sondern nur durch je einen von ihm entworfenen Holzschnitt und die dazu gehörigen Verse die Vertreter einer menschlichen Schwäche, eines sittlichen Gebrechens oder der Fehler eines Standes als eine Klasse von Narren in je einem Kapitel untergebracht und das Ganze durch einen äußerlichen Rahmen verbunden. Eine Unmasse von Narren, in 112 Kategorien eingeteilt, rüstet ein Schiff, besteigt es, fährt sorglos ins Meer hinaus, um über Schlaraffenland nach Narragonien zu kommen, geht aber elendiglich zugrunde. Diese Allegorie, ein Sinnbild des Schicksals aller planlos handelnden Menschen, ist von Brant nicht erfunden, sondern nur zum erstenmal in einer großen satirischen Dichtung angewendet, aber nicht einheitlich durchgeführt worden. Denn einmal redet er von einem Schiffe, dann wieder von einer ganzen Flotte, und als Ziel der Reisegesellschaft schwebt ihm bald Narragonien, bald ein utopisches Glücksländ, ein Bad, ein paarmal sogar die Hölle vor. Auch die außerordentlich weite und vorwiegend moralische Fassung des Begriffes Narrheit, durch die z. B. Bücher- und Modenarren den Säufern und Betrügn gleichgestellt werden, war nicht neu, denn schon früher gab es Bilderbogen, die törichte und sündhafte Menschen als Narren darstellen und durch ein Spruchband in deren Händen die Erklärung bringen. Durch die

allegorischen Ausdeutung boten, oder singen das Lob seiner Freunde und der Männer der Vorzeit. Nicht wenig ward er zur publizistischen Tätigkeit angeregt durch seine Verbindung mit Buchdruckern, die, um gelehrte Werke herausgeben zu können, Humanisten als Berater brauchten. Auch in der Übertragung lateinischer Hymnen und Spruchsammlungen, des Facetus, Rato, Moretus u. a., hatte sich Brant geübt, ehe er das Werk vollendete, das an das ganze deutsche Volk gerichtet ist und seinen Namen recht eigentlich auf die Nachwelt brachte. Es ist dies das Narrenschiff, das 1494 erschien, wie keine Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts einschlug, von den humanistischen Freunden des Baseler-Strasburgerkreises hoch gepriesen, noch von Hutten als der Beginn einer neuen Literaturepoche begrüßt, ins Lateinische, Niederländische, Englische und Französische übertragen wurde, in Neuauflagen und Neubearbeitungen sich verbreitete und auf die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts den größten Einfluß gewann.

Das „Narrenschiff“ ist eine Satire auf allgemein menschliche Schwächen, die, wie z. B. die Über-

Vereinigung aller Narren aber schuf Brant ein farbenreiches Bild der Verkehrtheiten seiner Zeit. Ähnliches taten auch Heinrich von Meß, Hugo von Trimberg u. a.; während jedoch diese meist in allgemeinen Betrachtungen sich ergehen und durch den Hinweis auf Gottes Strafgericht zu bessern suchen, schlägt Brant nirgends einen belehrenden Ton an und bessert, indem er das Böse lächerlich macht. Als belachenswert aber erscheinen ihm die Laster und die Schwächen, die zur Quelle von Sünden werden können, weil sie der menschlichen Vernunft widersprechen und den Menschen vor sich selbst und vor anderen erniedrigen. Brant will also neben der Gewissensangst das Ehrgefühl des Lesers erregen, denn er weiß, daß die Scham die Besserung mehr fördere als die Furcht vor der Strafe. Darin wurzelt ja auch die Wirkung des Lustspieles und der Satire des folgenden Jahrhunderts, zu der Brant das Lehrgedicht des fünfzehnten Jahrhunderts hinüberleitet. Die Holzschnitte und die Verse sollten jedem gleichsam einen Spiegel vorhalten, in dem er sich selbst in der Torheit der anderen erkennen kann, und ihn so zur Selbsterkenntnis bringen. In ihr erblickt Brant, wie schon die Alten, den Kernpunkt der Moral und das einzige Heilmittel gegen die Sünde, da diese nur aus Mangel an Selbsterkenntnis begangen werde. Er bekräftigt seine Worte durch den Hinweis auf Autoritäten, die ihm als unfehlbar erscheinen, beleuchtet jede Narrheit durch Stellen aus der Bibel und aus antiken Autoren, vorzugsweise aus Vergil mit seinem Erklärer Servius, und aus Ovid, den Kirchenvätern und dem Corpus iuris, durch Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, belegt alles mit Beispielen und macht so das Buch zu einer Schatzkammer praktischer Lebensweisheit.

Brant hat mit dem Narrenschiff das Bedürfnis seiner Zeit getroffen, und da diese nur geringe künstlerische Anforderungen an eine Dichtung stellte, ward dessen Erfolg durch die Mängel der inneren und äußeren Form nicht geschmälert. Es wirkte durch die Unmittelbarkeit der Darstellung, bot durch die Zerlegung des Stoffes in selbständige Kapitel die Vorteile der gewohnten kurzen Reimpaardichtungen und darüber fühlte man gar nicht den Mangel eines einheitlichen Aufbaues. Auch die bis auf einzelne Bilder und Ausdrücke wenig gehobene Sprache tat der Wirkung keinen Eintrag, da man schon längst das Wesen der Poesie nur mehr in der Behandlung eines Stoffes in Versen erblickte. Diese baut Brant zu je vier Hebungen mit ebensovielen Senkungen; dabei aber verlegt er oft die natürliche Betonung und verstümmelt Wörter, um die Zahl der acht Silben für jeden Vers nicht zu überschreiten. Dem alemannischen Sprachgebiete angehörig, das lange dem Gebrauch der neuhochdeutschen Gemeinsprache sich widersetzte, schreibt er in seinem elsässischen Dialekte, obgleich sich jener damals bereits nicht nur die Kanzleien, sondern auch einzelne Schriftsteller bedienten.

Es ist eine große Zahl von Menschenorten, die Brant in die Narrenkleidung steckt und an Bord bringt. Den Vortanz beginnt er selbst als Büchernarr; es folgen die ungerechten Richter, die Geizhälle, die Neufund-Modenarren, die Eselskopfnarren, die guten Rat verschmähen, die falschen Freunde, die Buhl-, Sauf- und Schwahnarren, die Offenburger, die alles ausplaudern, die Saumseligen mit ihrem ewigen Geträchze *eras, eras*, die betrügerischen Bettler und Reliquienhändler, vertrachte Studenten, übermüthige Bauern, der Schwarm jener, die den neuerstandenen Sankt Grobian durch Zügellosigkeit im Reden und Benehmen, zumal bei Tisch, nachahmen, und andere mehr. In einem befonderen Kapitel aber erhebt sich der Dichter zur Schilderung der öffentlichen Angelegenheiten, denen er schon vor Vollendung seines Hauptwerkes mit Aufmerksamkeit gefolgt war.

In Basel wirkte ja die Erinnerung an das dort gehaltene Reformkonzil am längsten nach. Brant gab dessen Akten heraus, begrüßte in lateinischen Gedichten Kaiser Maximilian als Retter des Reiches und der schwer bedrängten Kirche und richtete zürnende Verse an des Kaisers Feinde. Wieder greift er im Narrenschiff als Politiker in den Gang der Ereignisse ein; die Weltherrschaft des römischen Kaisertums deutscher Nation und die Reinhaltung der katholischen Kirche schweben ihm dabei als leitende Sterne vor. Darum mahnt er die Fürsten zur Einigkeit und zum Kriege gegen die Türken; mit Freimut deckt er die kirchlichen Schäden auf und fürchtet für den Lauf des Schiffleins Petri. Man hat Brant deshalb zu den Vorreformatoren gezählt und in gewissem Sinne mit Recht. Seine Tätigkeit erstreckt sich aber bloß darauf, die vorhandenen Mißbräuche allen zum Bewußtsein zu bringen; ihre Heilung erwartete er von der Kirche, an der er mit Treue hing, und die lutherische Reform, deren Anfänge noch in sein Leben hineinfielen, erfüllte ihn mit Gram.

Auch der Traum von Deutschlands Weltherrschaft ward nicht zur Wirklichkeit. Nach der Schlacht von Dornick (1499) trat Maximilian Basel an die Schweiz ab. Da blieb Brant nicht mehr länger in dieser Stadt; er folgte dem Rufe seines Freundes Geiler nach Straßburg, wo ihm dieser die Stelle eines Syndikus und 1503 die eines Stadtschreibers verschaffte. In dieser angesehenen Stellung wurde er wiederholt Gesandtschaften zugeteilt und vom Kaiser zum Rat

des Kammergerichts und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Dabei setzte er seine literarische Tätigkeit fort; doch keines seiner Werke erzielte mehr den Erfolg wie das Narrenschiff, weder die Bearbeitung des Freidank noch seine vielen Gelegenheits- und Widmungsgedichte. Er starb in Straßburg am 10. Mai 1521.

Zu den Straßburger Humanisten gehörte eine Zeitlang auch der Schwabe Jakob Locher (Philomusus, 1471—1528), der sich mit der Übersetzung des Narrenschiffes als lateinischer Dichter ein Denkmal gesetzt hat. Durch die Freude an den antiken Formen bestimmt, brach er mit der dort herrschenden Anschauung und erklärte, daß dem Humanismus nicht eine der Theologie dienende, sondern eine ihr gleich geordnete Stellung gebühre. Zudem er die Scholastik zwar verwarf, die Autorität der Bibel aber noch anerkannte, vermittelte er zwischen der älteren und der jüngeren Richtung des Humanismus, die weder vor der Bibel noch vor der Kirche, schließlich vor keiner Autorität in ihrem Streben Halt machte und in Ungebundenheit ausartete. So erblickte schon der berühmte Ingolstädter Professor Johannes Aventinus (Thurmayer, 1477 bis 1534), der Verfasser einer deutschen bayerischen Chronik und der lateinischen *Annales Boiorum*, in den Hochgestellten und in den Geistlichen Feinde der Gedanken- und Redefreiheit. An der Universität in Tübingen ward die durch Konrad Summenhart und Gabriel Biel vertretene ältere Richtung durch Heinrich Bebel (1472—1518) bekämpft, der für die Schönheit der Form eintrat, den Glauben aber ins Lächerliche zog. Dies tat er besonders in seinen *Fazetien*, in die er auch Volksmärchen aufnahm. Denn obschon er nur lateinisch schrieb, besaß er doch Sinn für das Volkstümliche; er übertrug deutsche Sprichwörter und Lieder in das Lateinische und fühlte sich, selbst der Sohn eines Bauers, am wohlsten im Umgange mit Bauern. Zum Sittenrichter wirft er sich auf in dem Triumphus *Veneris*, in dem er alle Menschen ohne Unterschied des Standes und Alters um die Gunst der Liebesgöttin luhlen läßt.

Am schärfsten ward die Autorität der Kirche und der Bibel in dem Erfurter Humanistenkreise befehdet, dessen Haupt, der Gotthar Kanonikus Konrad Mutianus Rufus (1471 bis 1526), an die Stelle des Christentums eine freigeistige Religionsphilosophie setzte. Der gewandte Latinist, aber gesinnungslose Poet Gobanus Hessus, der Satiriker und Epigrammatiker Curcius Cordus schlossen sich ihm an und Erotus Rubeanus (Johann Jäger aus Dornheim) war der Urheber und teilweise auch der Verfasser der einschneidendsten Satire auf die überlieferte kirchliche Bildung. Es sind dies *Epistolae obscurorum virorum*, die an den Magister Ortwin Gratius in Köln gerichtet waren. Die Hochschule dieser Stadt war im dreizehnten Jahrhundert eine Hochburg der Scholastik gewesen und es auch nach Aufnahme der humanistischen Studien geblieben, denn deren ältere Vertreter, Johann Casarius, Bartholomäus und Ortwin Gratius, der gewandte Grammatiker und Erklärer alter Klassiker, haben sie in christlichem Sinne gepflegt. Dagegen suchte der westfälische Ritter Hermann von dem Busch, ein Schüler Mutians und ein echter Wanderpoet, der Klassiker des deutschen Humanismus, bei seinem zweimaligen Aufenthalte (1494 und 1507) in Köln auch hier der neuen Richtung Bahn zu brechen und griff daher die Vertreter der alten heftig an. Während Ortwin Gratius dessen Vorwürfe zurückwies, bereitete sich ein anderer Kampf vor. Der getaufte mährische Jude Johann Pfefferkorn hatte, voll des Eifers, seine ehemaligen Glaubensgenossen zum Übertritt zu bewegen, unter anderem von ihnen auch verlangt, die dem Christentum feindlichen talmudischen Bücher aufzugeben, und 1509 vom Kaiser ein Mandat erworben, wonach diese zum Verbrennen ausgeliefert werden sollten. Von den Universitäten und gelehrten Männern, die nach einem zweiten Mandate des Kaisers ihr Gutachten über jene Schriften abgegeben hatten, waren alle für deren Vernichtung mit Ausnahme Heidelbergs, das zu keinem Entscheid kam, und Reuchlins, dessen Gutachten dahin lautete, daß nur die wirklichen Schandbücher verbrannt, dagegen das Alte Testament, der Talmud (das rabbinische Rechtsbuch) und die Kabbala (Geheimlehren) den Juden belassen werden sollten.

Dieser „Ratschlag“ Reuchlins erklärt sich aus seinem literarischen Streben. Geboren zu

Wfrozheim (1455) und in Frankreich zum Juristen ausgebildet, wirkte Johannes Reuchlin als Anwalt und in hohen Vertrauensstellungen am Hofe zu Stuttgart, besonders unter Herzog Eberhardt im Bart. Außerdem war er in Basel, Tübingen, Heidelberg und Jngolstadt, zuweilen als Professor, für den Humanismus tätig und wurde neben Erasmus zu dessen bedeutendstem und fruchtbarstem Vertreter. Er starb 1522 in Stuttgart. Großen Beifall, namentlich in den Kreisen der Humanisten, erntete er mit seinem lateinischen fünftaktigen Drama, dem „Henno“, das nach dem Vorbilde des Terenz, aber mit eingefügten Chorliedern, denselben Stoff wie „der fluge Knecht“ behandelt (vgl. S. 342) und zum ersten Male in Heidelberg 1497 vor dem Pfalzgrafen Philipp aufgeführt wurde. In der Folgezeit an vielen Orten auf die Bühne gebracht, wurde es zum Musterstücke für die im sechzehnten Jahrhundert beliebte lateinische Schulkomödie und blieb auch nicht ohne Einfluß auf die deutsche Dichtung. Im übrigen aber war er keine poetische, sondern eine wissenschaftliche Natur und pflegte mit Vorliebe die exegetisch-theologische Richtung im Humanismus. Ihn zog, obschon er auch ein eifriger Förderer der griechischen Studien war und ihnen eigentlich erst einen gesicherten Platz unter den modernen Bildungsmitteln errang, doch vor allem das Hebräische an, das er von Juden erlernte. Das Verlangen, das Alte Testament im Urtexte zu lesen, und die Hoffnung, in der Kabbala den Schlüssel zu großen Geheimnissen zu finden, haben ihn vor allem zu diesen Studien angeregt und seinen hebräischen und philosophischen Arbeiten verdankt er auch vorzugsweise seinen Ruhm. In geheimnisvollen Namen und Zahlen erblickt er Träger und Sinnbilder der höchsten Ideen und mittelst einer ausschweifenden Exegese will er die Geheimnisse des christlichen Glaubens bereits in den Büchern Moses und in den griechischen, neupythagoräischen Schriften angedeutet finden.

Nach alledem begreift es sich, daß Reuchlin durch Pfefferkorns Verlangen unangenehm berührt war. Als nun, durch Reuchlins Gutachten gereizt, Pfefferkorn mit einer deutschen Flugschrift, „Handspiegel“ betitelt, seinen Gegner heftig angriff, erwiderte dieser nicht minder leidenschaftlich mit dem „Augenspiegel“ (1411) und ließ sich darin zu unkirchlichen Behauptungen hinreißen. Der sich daran knüpfende bedauerliche Streit wurde schließlich dem Papste zur Entscheidung vorgelegt. Ehe sie jedoch kam, hatte Reuchlin eine Sammlung von Briefen, die zu verschiedenen Zeiten von berühmten, hellen Männern an ihn geschrieben worden waren, unter dem Titel *Clarorum virorum epistolae* veröffentlicht (1514), worauf die Poeten und Oratoren, insbesondere des Erfurter Kreises, mit der Satire *Epistolae obscurorum virorum* hervortraten, von denen zwei Teile erschienen, der erste 1515, der zweite 1517. Ihr Titel: „Briefe unberühmter Männer“ erklärt sich aus dem Gegensatz zu den von Reuchlin herausgegebenen „Briefen berühmter Männer“; später hat man sie „Die Briefe der dunklen Männer“ genannt, weil sich die Briefsteller als Feinde des Lichtes der neuen Wissenschaft darstellen. Denn obgleich der Streit Reuchlins das einigende Band der Briefe bildet, so handelt es sich in ihnen weniger um diesen als um den Kampf für die neue Weltanschauung gegenüber den Theologen und Vertretern des gemäßigten Humanismus. Der Grund aber zu der Parteinahme der Humanisten für Reuchlin lag in den Differenzen, die dieser bei der Vergleichung der kirchlich genehmigten lateinischen Bibelübersetzung (der Vulgata) mit dem Originaltexte entdeckt hatte. Daraus schlugen sie Kapital für ihre Polemik gegen die Kirche, während die Theologen, zumal die Kölner, Reuchlin befehdeten, weil er an der Bibel Kritik geübt habe. Da nun Gratius das Haupt der kirchlichen Partei war und überdies durch die lateinische Übersetzung der Schriften Pfefferkorns bei den Humanisten sich verhaßt gemacht hatte, erscheint er als der Adressat und Herausgeber der scheinbar authentischen Aktenstücke seiner Parteigenossen.

Gelehrte fast aller deutschen Universitäten, Theologen und Artisten, wenden sich unter burlesken Spottnamen (*Caprimulgus*, *Scherenschleiferius*, *Schafmulus*, *Buntemantelinus*) an Gratius um Rat in allen ihren Anliegen. Sie klagen über das Treiben der Humanisten, sind Feinde der schönen Wissenschaften, disputieren über die abgeschmacktesten Fragen mit großer Wichtigkeit und tun dies in einem von Fehlern gegen die Grammatik strotzenden Latein; sie haben von dem Hebräischen und Griechischen keine Ahnung, bewundern sich aber gegenseitig in ihren armseligen Leistungen. Zu ihrer Stupidität kommt der Hochmut; sie brüsten sich als Säulen der Rechtgläubigkeit und wünschen jeden Gegner an den Galgen; aus ihrem Munde kommen frömmelnde Reden und heilige Sprüche wie der ärgste Schmutz, Blasphemien und die

größte Zote; sie erscheinen als lusterne und unsittliche „Paffen“, die aber ihre Sünden zu entschuldigen wissen. Voll Aberglauben und Selbstsucht, armelige und gierige Hungerleider, richten sie ihr Streben einzig darauf, einmal einen möglichst fetten Bissen zu erhaschen.

Diese halbblöden und verlotterten Briefsteller sind Karikaturen von Lehrern und Vertretern der alten scholastischen Bildung, mit der zugleich ihr Leben und Geschmack, ihre Wissenschaft und ihr Unterricht dem Hohngelächter und der Verachtung preisgegeben werden. Und dies geschieht mit einem Aufwande von Anmaßung und Verleumdung, von derber Komik und Bosheit, der kaum seinesgleichen hat. Mag man daher immerhin in den *Epistolae* ein Meisterwerk satirischer Kunst



Ulrich von Hutten.
Nationalbibliothek in Wien.
(S. Pfenninger.)

erblicken, so wird doch niemand diesen ekelhaften Puff von Gemeinheit, in dem seine Schreiber, darin heimisch, mit grünendem Behagen wühlen, als ein geschichtliches Zeugnis für die damaligen Universitätsverhältnisse ansehen wollen. Die Geschmähten erwiderten; aber es war keiner unter ihnen, der mit gleichem Spott und Hohn die Beschimpfung zurückgezahlt hätte, und auch die *Lamentationes* des Gratius verfehlten ihren Zweck. Der Erfolg der mimischen Satire war ein tief einschneidender; der Ruhm der Kölner Universität vor allem erlitt eine schwere Einbuße, das Ansehen der scholastischen Theologie und der kirchlichen Bildung war geschändet und in weiten Kreisen der Nation die kirchliche Autorität aufs tiefste erschüttert. Dazu hatte nicht wenig eine andere, schon 1514 vollendete, aber erst 1519 veröffentlichte Schrift, der *Triumphus Reuchlini* oder *Capnionis* (= kleiner Rauch) beigetragen, die, mit einem Holzschnitte geschmückt, den Empfang schildert, den die Pforzheimer ihrem Sohne bereiteten, als er, triumphierend über die Scholastiker und Bettelmönche, zu ihnen zurückkehrte.

So war der literarische Streit Reuchlins in einen Kampf gegen die Kirche ausgemündet, von dem er selbst wenig erbaut war. Denn so sehr er auch eine Reform der kirchlichen Verhältnisse wünschte, so war er doch ein Gegner der lutherischen, da sie ihm als ein gewalttames Durchbrechen festgefügter Ordnung erschien. Selbst als der Papst 1520 den Kölner Prozeß zu seinen Ungunsten entschied, harpte er bei der Kirche aus und ließ sich in seiner Treue auch durch den Abfall seiner Anhänger nicht wankend machen. Rücksichtslos drängten diese vorwärts zum Sturm gegen die Kirche, ihnen allen voran ihr Heroß, Ulrich von Hutten, der Ritter, Poet und Orator. Aus einem altfränkischen Rittergeschlechte auf der Burg Stedelberg 1488 geboren und in seinem elsten Jahre dem nahen Kloster Fulda zur Erziehung übergeben, entflieht er nach fünf Jahren und treibt sich als Wandervoet in den Kreisen der Humanisten herum, von denen der Erfurter ihm am meisten behagt. In den *Querelae* macht er seinem Ingrimme über erlittene Kränkungen Lust und widmet sich seit seiner Aufnahme in Wien (1511) der Politik. Er tritt für die Kaiseridee ein, geht nach Italien, feiert in Epigrammen den Kaiseradel und vertauscht das Rechtsstudium mit dem Kriegsdienste. Nach Deutschland zurückgekehrt, greift er mit fünf lateinischen, Cicero nachgebildeten Reden voll unerhörter Energie und Fülle des Ausdruckes den Herzog von Württemberg an, der seinen Vetter Hans von Hutten getötet hat. Dadurch mit dem Vater ausgeföhnt, geht er wieder nach Italien (1515), schreibt hier eine Reihe der Dunkelmännerbriefe und die furchtbare Satire *Phalarismus* gegen Herzog Ulrich, den er in der Unterwelt bei dem Tyrannen Phalaris Unterricht nehmen läßt, und kehrt, noch immer ein fahrender Schüler, nach Deutschland zurück. In Augsburg zum Dichter gekrönt, findet er trotz seiner feindseligen Haltung gegen den Papst Aufnahme am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Mainz, eines Gönners der Humanisten, verläßt ihn aber bald wieder, um am Kriege des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog von Württemberg teilzunehmen. Von da an

schließt er sich der lutherischen Bewegung an und fördert sie durch eine Flut von deutschen und lateinischen, später verdeutschten Brandschriften. Vom Kaiser darum verfolgt, findet er eine Zeitlang Schutz auf den Schlössern des Franz von Sickingen; als aber dieser selbst gefährdet ist, muß er herumirren, bis ihm endlich Zwingli in Zürich Aufnahme gewährt. Hier stirbt er 1523 einsam und völlig mittellos auf der Insel Ufnau, erst etwas über 35 Jahre alt. (Abb. S. 370.)

Ulrich von Hutten galt als Befreier vom römischen Joche, gleich Arminius, den er in einem Lukian nachgebildeten Totengespräche als den „Freiesten, Unbesiegtesten und Deutschesten“ zum Nationalhelden erhob. Wegen seines Kampfes gegen den Papst finden wir Hutten neben Luther gestellt, obwohl er sich von diesem schon durch seine anti-heidnische Weltanschauung unterscheidet. Zweifellos hat Hutten den Reformator wie kein anderer der Stürmer bei dem religiösen Umsturze unterstützt, denn er war ein Mann von Talent, humanistischer Bildung, gewaltiger Tatkraft und glühender Leidenschaftlichkeit der Rede. Dazu beseelte ihn eine hochgradige Selbstsucht und das Verlangen, im Leben eine Rolle zu spielen, gleichgültig in welcher Verbindung. Kampf, ein persönlicher oder öffentlicher, war ihm Bedürfnis; nicht verlegen in der Wahl der Mittel, wenn sie nur Erfolg verheißen, scheut er vor keiner Lüge, Verleumdung, ja vor keiner Gewalt zurück, spornet andere dazu an und steht einzig da in der literarischen Beschimpfung und Vernichtung des Gegners. Dies erfahren vor allem die Vertreter der Kirche im reichsten Maße; er rügt an ihnen Fehler und Laster, die ihm selbst nicht fremd sind, und spielt sich auf den Tugendhelden hinaus. Auch als Nationalheld gebärdet er sich, und doch hören wir aus allen seinen pathetischen Reden von Deutschlands Größe nur die Verherrlichung seines eigenen Ich heraus, dem er um jeden Preis Geltung verschaffen will. Wie tief seine Liebe zu Deutschland saß, zeigt die Tatsache, daß er im Auftrage des Kurfürsten von Mainz mit dem französischen König Franz I. ein Bündnis inbetreff der deutschen Kaiserkrone abgeschlossen hat (1517). Ein Jahr darauf gibt er in seiner Türkenrede diesem Vorgehen den rechten Namen, wenn er es undeutsch und hochverräterisch nennt. Indes ist dies nur einer der vielen Widersprüche, aus denen Hutten's Leben sich zusammensetzt. In derselben Rede droht er den Fürsten mit einem Volksaufstande und doch verschmäht er es nicht, mit einem Lobgedicht die „Milde“ eines Fürsten sich zu gewinnen und noch dazu eines geistlichen, während er gegen Papst und Klerus bereits seine Weile abjchießt. Ohne Sinn für christlich-dogmatische Fragen hält er den von Luther begonnenen Streit anfangs für ein lustiges Schauspiel, in dem sich die Mönche zerfleischen; sobald er aber in dem Anschluß an Luther ein Mittel zur Erfüllung seiner schrankenlosen Freiheitsphantome erblickt, macht er mit ihm gemeinsame Sache.

Geächtet und von allen verlassen, kam Ulrich von Hutten 1522 nach Basel und bat hier vergeblich einen Mann um eine Unterredung, den er acht Jahre früher persönlich kennen gelernt und als deutschen Sokrates gepriesen hatte. Es war dies Desiderius Erasmus (eigentlich Gerhard, Gerhards Sohn). Zu Rotterdam 1467 geboren, wurde er schon als Knabe in der Schule zu Deventer mit dem Latein vertraut und benutzte die Zeit seines Aufenthaltes im Augustinerkloster in Stein bei Gouda zu eifrigem Betriebe der humanistischen Studien. Ohne inneren Beruf legte er die Ordensgelübde ab, ließ sich 1492 zum Priester weihen, lebte aber fortan in der Welt und gehörte, ohne ein Amt zu bekleiden, bald den Niederlanden, bald Frankreich oder Italien an, bis er sich 1515 dauernd in Basel niederließ, wo er viel mit Gelehrten (den Historikern Marcianus und Beatus Rhenanus, mit Zwingli, Amerbach u. a.) verkehrte. Als sich aber 1529 die Stadt der Reformation erschloß, siedelte er nach Freiburg über. Von hier aus besuchte er 1536 seine Freunde in Basel und starb daselbst im Hause des Buchdruckers Froben eines erbaulichen Todes.

Lehrend und lernend ist Erasmus viel herumgekommen und durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Beziehung getreten. War er ja doch für das Zeitalter Leo's X., was Voltaire für das Friedrich's des Großen gewesen ist: das Orakel, der Gesetzgeber und Richter in Sachen der Bildungsbestrebungen des zivilisierten Europa. Päpste

und Könige, Fürsten und Private, Geistliche und Laien wetteiferten im Ausdruck ihrer Bewunderung gegenüber dem Manne, den die von den klassischen Studien begeisterten Jünger wie einen Heiligen, ja wie einen Gott verehrten. Alles was von Polen bis Spanien, von England bis Ungarn durch Stellung oder persönliche Bedeutung hervorragte, erblickte in ihm den Vertreter der höchsten Bildung und fühlte sich beglückt, von ihm ein Werk gewidmet oder doch einen Brief zu erhalten. An manchem Tag hat er 40 Briefe geschrieben und diese sind voll der Freude und Genugtuung, denn er war der Mann, den Glanz solcher Stellung zu genießen und in den Huldigungen und kostbaren Geschenken nur einen schuldigen Tribut zu erblicken. Und in der Tat hat der deutsche Humanismus in Erasmus seinen Höhepunkt erreicht; außer den Gaben, die seinen Nebenbuhler Reuchlin schmückten, den vielseitigen gelehrten Kenntnissen und dem unstillbaren Forschertrieb, vereinigte Erasmus in sich noch Fähigkeiten, die jenem fehlten, Eleganz des Ausdrucks und einen sprühenden Wit. Wie einst Lukan und später Voltaire lächelt er nur zu den großen Fragen der Zeit, ohne sie zu lösen, und bekämpft mit den Waffen des Spottes die alte wie die neue Kirche. Zu einem in sich gefestigten Charakter hat er sich trotz aller Gelehrsamkeit nicht durchgerungen; er wollte es mit keiner der beiden streitenden Parteien verderben und wurde schließlich von beiden angegriffen.

Es ist nicht möglich, hier auch nur ein annähernd vollständiges Bild von seiner weit ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit zu entwerfen. Es gab ja kaum ein geistiges Gebiet, das er nicht bebaute und auf dem er sich nicht als Künstler bewegte. Mochte er ein umfangreiches Werk oder einen epigrammatisch zugespitzten Dialog schreiben, in leichter Rüstung oder mit dem schweren Rüstzeug klassischer Gelehrsamkeit auftreten, der gebundenen oder ungebundenen Redeform sich bedienen, überall erscheint er als Vertreter des Wissens seiner Zeit und als Meister eines lateinischen Stils, den er in eigentümlicher Weise sich selbst gebildet hat. Er war vor allem Philolog und nicht minder wie das Lateinische hat er auch das Griechische beherrscht und für dessen Pflege sich eingesetzt. Mit seiner Kenntnis und scharfer Kritik hat er eine lange Reihe griechischer und römischer Autoren, heidnischer und patristischer, herausgegeben und griechische außerdem ins Lateinische übersetzt und mit Erklärungen versehen. Von großer Bedeutung für die Folgezeit wurde seine Ausgabe des Neuen Testaments, die 1516 in Basel erschien. Dem griechischen Text sind eine lateinische Übersetzung und Anmerkungen beigegeben, in denen er für eine rationalistische oder, wie er sagt, allegorische Auffassung der biblischen Erzählungen eintritt, die sich aber von jener der Väter unterscheidet und mit der Erklärung mythologischer Sagen auf dasselbe hinausläuft. Er will die „wahre Theologie“ wiederherstellen, die Fälschungen der mittelalterlichen Theologen beseitigen und als Mittel dazu der klassischen Studien sich bedienen. Seine Idealthologie aber ist unbestimmt, dehnbar und vieldeutig, seine „Philosophie Christi“ eine auf naturalistischer Grundlage aufgebaute Philosophie eines anständigen, vor der Welt untadelhaften Menschen. In diesem Sinne unternahm er schon 1502 in seinem *Enchiridion militis christiani* („Handbüchlein des christlichen Streiters“) Angriffe auf altehrwürdige Formen des kirchlichen Lebens. Noch weiter ging er in seinen Briefen und sonstigen Schriften, von denen besonders die *Colloquia familiaria* („Vertrauliche Gespräche“ über verschiedene Gegenstände) und sein *Adagiorum opus*, eine „Sprichwörterammlung“, reich an Ausfällen gegen die weltliche Macht des Papstes und das Treiben der Geistlichen wie an freigeistigen Darstellungen theologischer Fragen sind. Mit dem schneidendsten Hohn und Spott aber geißelt das Papsttum, die kirchliche Lehrautorität und die Scholastik seine ganz im Geiste Lukians verfaßte Satire *Ἐγκόμιον Μωρίας* seu *laus stultitiae* („Das Lob der Narrheit“), die, schon zu seinen Lebzeiten 27mal neu aufgelegt, von Holbein illustriert, von Gelehrten erklärt, in fremde Sprachen übertragen und wiederholt in lateinischer und deutscher Sprache nachgeahmt wurde.

Die *Μωρία* (Torheit) selbst tritt auf, und zwar vor einer großen Versammlung, deren Gesichter, früher traurig und besorgt, bei ihrem Erscheinen auf einmal leuchten. Sie ist gekommen, um sich selbst zu preisen, da es sonst niemand tun will. Und sie hat volles Recht dazu, denn sie fühlt sich als Herrscherin, an deren Siegeswagen alle Länder, Alter, Geschlechter und Stände ziehen. Sie rühmt sich ihrer Verdienste

um die Menschheit und beweist dies, indem sie die einzelnen der Reihe nach mustert und an ihnen gerade als lobend hervorhebt, was an ihnen als Verfehrtheit zu tadeln ist. Weder diese Form der Entkleidung, noch die Auffassung der Gebrechen und Laster als Narrheit war neu. Dieser begegneten wir schon in Brants Narrenschiff und jene gehört zu den Spielereien des Altertums, die sich in die Humanistenzeit verpflanzt haben. Neu ist an der erasmischen nur die Ausdehnung des Gedankens auf alle Welt, während man sich sonst auf etwas Bestimmtes beschränkte und z. B. das Lob des Podagra, der Gans, der Höhe usw. verkündete.

Es begreift sich, daß diese Satire von den kirchlichen Neuerern ebenso mit Freude begrüßt als von deren Gegnern befehdet wurde. Ein Feind jeder gewaltsamen Lösung der schwebenden Reformfrage, suchte Erasmus die Schärfe seiner Schrift abzuschwächen, indem er erklärte, er habe damit nicht verlegen, sondern wie in dem Buche: „Von der Fürstenerziehung“ die Sitten des Menschen bessern wollen. Gleichwohl verstärkte sie die Wirkung der Dunkelmännerbriefe und bildete das Vorbild zur großen Tragödie des sechzehnten Jahrhunderts. Vor deren Wirkung schreckte Erasmus zurück, denn sie zerstörte, was dem Gelehrten vorzüglich am Herzen lag, die Grundlagen der Blütezeit des Humanismus. Die Studien lieben den Frieden und die Stille, die leidenschaftliche Erregung aber, die Luthers deutsche Schriften im Volke hervorriefen, entzogen der Poesie und den schönen Wissenschaften rasch die Teilnahme; das öffentliche Interesse wandte sich fast einzig dem kirchenpolitischen Streite zu und so mündete auch die Bewegung des Humanismus, der schon lange seine eigentliche Aufgabe mit der Polemik gegen die Kirche vertauscht hatte, bei dem Auftreten Luthers in die Hochflut der kirchlichen Revolution.

2. Luther. Das deutsche Kirchenlied.

Am 31. Oktober 1517 schlug Dr. Martin Luther, Professor an der Universität Wittenberg, an der Schloßkirche dieser Stadt 95 Thesen über den Ablass an, um, wie es schien, eine Disputation darüber zu veranlassen. War nun auch dieses Vorgehen nach damaligem Brauch nichts Außergewöhnliches, so führte es doch in seinen Folgen zum Ausbruch der kirchlichen Umwälzung. Über deren Ursachen und Wirkungen haben wir bereits in der Einleitung zu diesem Zeitabschnitte gesprochen. Es genügt daher, darauf hinzuweisen, daß zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts alle Vorbedingungen zu einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse vorhanden waren: wirtschaftliche Not einzelner Stände, des niederen Adels und der Bauern, wachsende Unzufriedenheit, Üppigkeit und Sittenlosigkeit in allen Kreisen. Die Umwälzung begann auf religiös-kirchlichem Gebiete. Deutsche und lateinische Satiriker brachten die kirchlichen Schäden zum allgemeinen Bewußtsein und weckten den Geist des Widerspruches; jene in wohlmeinender Absicht und mit dem Wunsche einer Reform durch die Kirche, diese aus Freude an der Kritik und mit dem Verlangen nach einer Reform gegen die Kirche. Von Leidenschaft geblendet, verwechselten viele der Humanisten Prinzipien und Personen, machten die Kirche verantwortlich für die in ihr herrschenden Mißbräuche und traten, von ihrer eigenen Unfehlbarkeit überzeugt, mit Reformvorschlägen hervor, die gegen dieselben Lehren der Kirche gerichtet waren, die später Luther befehdete. Drangen nun auch die Ideen dieser eigentlichen Vorreformatoren schon wegen der lateinischen Sprache, in der sie vorgetragen wurden, nicht in die Massen, so brachten sie doch in den gelehrten Kreisen den Widerstand, den konservative Elemente dem Umsturze entgegenstellten, und kündeten den drohenden Sturm an. Entsefelt hat ihn der Augustinermönch, an dessen Namen die große kirchliche Revolution sich knüpfen sollte. Martin Luther warf den Feuerbrand in das dürre Gestrüpp, das allenthalben vorhanden war, und bald da, bald dort schlugen die Flammen auf. Die Darstellung des Verlaufes der politisch-kirchlich-sozialen Umwälzung ist Sache des Historikers, die der Lehre Luthers beschäftigt den Theologen; hier wird beides nur insoweit berührt, als es zur Beurteilung des Mannes erforderlich ist, der durch seine Tat der Literatur von 1520 bis 1555 ihr Gepräge gegeben hat. (Abb. S. 374.)

Martin Luther wurde am 10. November 1483 als Sohn eines Bauers zu Eisleben in Thüringen geboren und verlebte eine freundlose Kindheit. Mit dem vierzehnten Jahre auf die Lateinschule zu Magdeburg gebracht, schlug er sich kümmerlich als Singschüler durch und lernte